Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 54 (1950-1951)
Heft: 11

Artikel: Die Lawine : eine Erinnerung
Autor: Eschmann, Ernst
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-665954

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 25.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

DIE LAWINE

Eine Erinnerung

Der Frühsommer 1903 war regnerisch in Zürich. Im Juni wollten die Niederschläge nicht aufhören. Von einem Tag auf den andern war der Himmel mit grauen Wolken verhangen. Unaufhörlich goss das Nass auf die Dächer. Der Himmel hatte kein Einsehen. Umsonst suchte man nach einem Flecklein Blau. Man horchte nach dem Wind, ob er sich nicht drehen wollte und die dunkeln Schwaden über der Stadt einmal wegfegte.

Es war die Zeit der Schulreisen. Unzählige Klassen hofften, ihre Wanderpläne durchführen zu können. Man freute sich, durch Feld und Wald zu ziehen, Seen entlang, über Hügel und Alpenrosenweiden.

Unsere Klasse vom Zürcher Gymnasium hatte sich ein verlockendes Reiseziel gesteckt. Es galt, eine grössere Tour zu unternehmen, wie sie alljährlich die zweitobersten Klassen machten, die im nächsten Jahr in die Matura gingen. Es musste herrlich werden, vier Tage hindurch und jeder hatte Gelegenheit zu zeigen, was er für ein Alpinist war. Es gab unter uns erfahrene Touristen, die schon manchen Piz erstiegen hatten. Sie verstanden mit Seil und Pickel umzugehen und hatten schon beträchtliche Gletscherwanderungen unternommen. Grosse Worte wurden gesprochen, und ich bewunderte im stillen ein paar der Kühnsten, die schon bemerkenswerte alpine Taten hinter sich hatten: Pilatus, Glärnisch und gar das Walliser Breithorn, das einige Ausdauer verlangte.

Ich war eigentlich noch nie so recht in den Bergen gewesen. Ich meine in den Regionen, da das ganze Jahr über der Schnee nicht weicht, im Reich der ewigen Gletscher. Etliche Sonntagsberge hatte ich von Zürich aus gemacht, das Hirzli im Glarnerland, den Rigi und den Mythen, die Zürcher Oberländer Höhen und den Frohnalpstock.

Ins Gotthardgebiet war ich noch nie gekommen. Und jetzt sollte ein Gipfel der Zentralalpen erklettert werden, der Piz Blas. Ich freute mich. Ich war gespannt. Ob ich die Aufgabe bewältigte, und wie ich mit ihr fertig wurde?

Einen Pickel brauchte ich wohl nicht. Der lange Stock musste genügen.

Aber das Wetter? Es regnete weiter! Und jeden Morgen, wenn ich aus dem Fenster guckte und jede Nacht, so oft ich ins Freie horchte, es plätscherte aufs Dach, und in den Strassen waren die Pfützen grösser geworden. Wenn es so weiter ging bis zu den Sommerferien, mussten wir zu Hause bleiben und unsere schönsten Berghoffnungen begraben.

Da, an einem Mittag riss die Wolkendecke auseinander. Gegen Abend wurde der Himmel frei. Ein gutes Lüftchen wehte. Wir jubelten: «Jetzt kommen die schönen Tage, und wir haben's gewonnen.» So machten wir uns reisefertig, und auf den übernächsten Morgen wurde die Parole ausgegeben: es gilt!

So fuhren wir nach Amsteg und stiegen ins Etzlital hinein. Ueber den Krüzlipass ging's ins Bündnerland hinüber und hinunter. War das eine steinige Welt! Nichts als Geröll und Geröll. Noch jetzt hab' ich's in den Ohren, wie es unter den Schuhen rauschte und knirschte. Im Strimtal erst recht. Jetzt bot sich Gelegenheit, mit den Professoren Fühlung zu nehmen. Wir lernten sie von der menschlichen Seite her kennen. Der Schulstaub war fort. Jetzt wurde nicht mehr mit Logarithmen gerechnet. Die geometrischen Aufgaben verursachten uns kein Kopfzerbrechen, ein Witzwort flog auf, und der unnahbare Professor, der uns so gerne zum Auswendiglernen französische Literaturgeschichte diktierte, behelligte uns nicht mit Racine und Corneille und vertauschte sein so frostiges und unpersönliches: man, hat man gesehen? Ist man dort gewesen? mit der üblichen Anrede. Er schaute uns ins Auge und rückte unsern Herzen näher. Das hatten die Berge vermocht, der stimmungsvolle Abend und das herrliche Sonnengold, das uns gewiss auch morgen treu blieb. Da tauchten die Häuser von Sedrun auf und weiter unten der rastlose Lauf des Vorderrheins. Die lange Wanderung das Strimtal hinunter hatte uns, den weniger geübten Gängern, etwas zugesetzt, dass wir uns gerne bald zur Ruhe begaben. Morgen erst sollte die Hauptleistung folgen, die Bezwingung des Piz Blas.

In aller Frühe brachen wir auf. Es begann zu dämmern. Der Himmel war rein. Nirgends ein

Wölklein! Die Talsohle des Tavetsch wurde durchquert, und hinein ging's in ein Seitental, ins Val Nalps. Der Weg führte über Weiden, hinauf und immer hinauf. Kühe weideten, Glocken läuteten. Zuweilen bereiteten wir uns eine Extrafreude und schauten an die Uhr: Jetzt hätten wir Lateinisch, jetzt Physik. Wie stand's mit dem neuen Lehrsatz? Doch, fort damit! An die Schule wollten wir viermal vierundzwanzig Stunden nicht denken und die Freiheit geniessen, die rings um uns daheim war.

Was war das? Kaum, dass wir die Alp Nalps hinter uns hatten, kamen wir in Schnee. Immer dichter hatte er sich gelagert. Aber was schadete das! Er trug uns ja. Denn die Nacht über war's kalt gewesen, und die Decke war gefroren. Noch lange stapften wir im Schatten der Berge aufwärts, hoben den Kopf und blickten nach den weissen Kuppen, die den Horizont begrenzten. Ehrwürdige Häupter waren es, die auf uns niederschauten, zu vorderst der Piz Rondadura.

Da traten wir in die Sonne. Sie gab schon warm. Die Füsse sanken ein und hinterliessen die Spuren unserer gut aufgeschlossenen Schar. Der Schnee war blendend weiss. Er musste erst kürzlich gefallen sein. Das Rätsel war bald gelöst. Während uns in Zürich der andauernde Regen so ungeduldig gemacht hatte, schneite es auf den Höhen. Es schneite und schneite. Eine Schicht legte sich auf die andere. Das Heute deckte das Gestern zu. Und immer tiefer sanken wir ein. Der Mittag rückte. Der Aufstieg wurde mühsame Arbeit. Schritt und Tritt mussten heraufgeholt werden. Aber gleich war man wieder in die Tiefe gerutscht, und wenn man nicht die Spur des Vordermannes erwischt hatte, war die Mühe verdoppelt.

Wie lange es wohl noch so fortging?

Gradaus oben am Horizont winkte der Nalpspass.

Die Sonne brannte. Sie brannte wie eine lodernde Fackel.

Immer weicher machte sie den Schnee.

Immer tiefer sanken wir ein.

Ich musste halten und Atem schöpfen.

Und steiler wurde der Weg. In einer Zickzacklinie ging's aufwärts. Der erste Eifer der Unermüdlichen erlahmte. Sie wurden stiller. Ein jeder hatte mit sich genug zu tun.

Für mich allein stellte ich Betrachtungen an. Das war die hohe Bergwelt, die sich nicht so leicht erobern liess. Den städtischen Asphaltmenschen stellte sei einen harten Widerstand entgegen. Sie wollte erobert sein.

Gut denn! Wir trotzten allen Hindernissen.

Gegen zwölf Uhr standen wir auf der Höhe des Passes.

Die Rast hatten wir wohl verdient. Doch bevor wir die Rucksäcke auspackten, galt es, Umschau zu halten. Mein Atem stockte. So viel Schönheit! So viel Erhabenheit der Natur. So weit das Auge reichte, Täler und Gipfel und Zacken! Wie das schimmerte, wie das leuchtete, wie das glitzerte! Als ob die Welt ein einziger Edelstein wäre. Schnee, Schnee, Berge von Schnee! Nirgends ein grünes Flecklein, und drüber der blaue Himmel. In meinem Leben hatte ich nie so etwas gesehen. Nun wusste ich, was sie waren, die Berge. Diesen Blick konnte ich nicht vergessen.

Unser Ziel hatten wir noch lange nicht erreicht.

Jetzt kam der Piz Blas an die Reihe!

Welchen Weg schlugen wir ein? Kein Weg war mehr da, keine Spur und kein Zeichen.

Ueberall Mauern von Schnee, undurchdringliche Mauern.

Nein, es war nicht daran zu denken, unsere Tour fortzusetzen. Wo sollten wir denn hin?

Auf den Abend waren wir in Tschamut angemeldet.

Wenn wir das Corneratal gewinnen könnten, das unten das Dorf erreichte!

Unser Professor, der die Führung der Tour übernommen hatte, besprach sich mit einem einheimischen Träger, der uns begleitete. Guter Rat war teuer. Nein, bei der mangelhaften Ausrüstung der meisten durfte dieser Versuch nicht gewagt werden.

Die Karte zeigte einen Abstieg ins Val Cadlimo.

Vielleicht, dass dieser gewählt werden konnte!

Aber der hohe Schnee hatte ihn zugedeckt. Und gefährlich ging's hinunter über überhängende Felsen. Man musste den Pfad kennen.

Wir waren in Sorge.

Die Sonne brannte heisser.

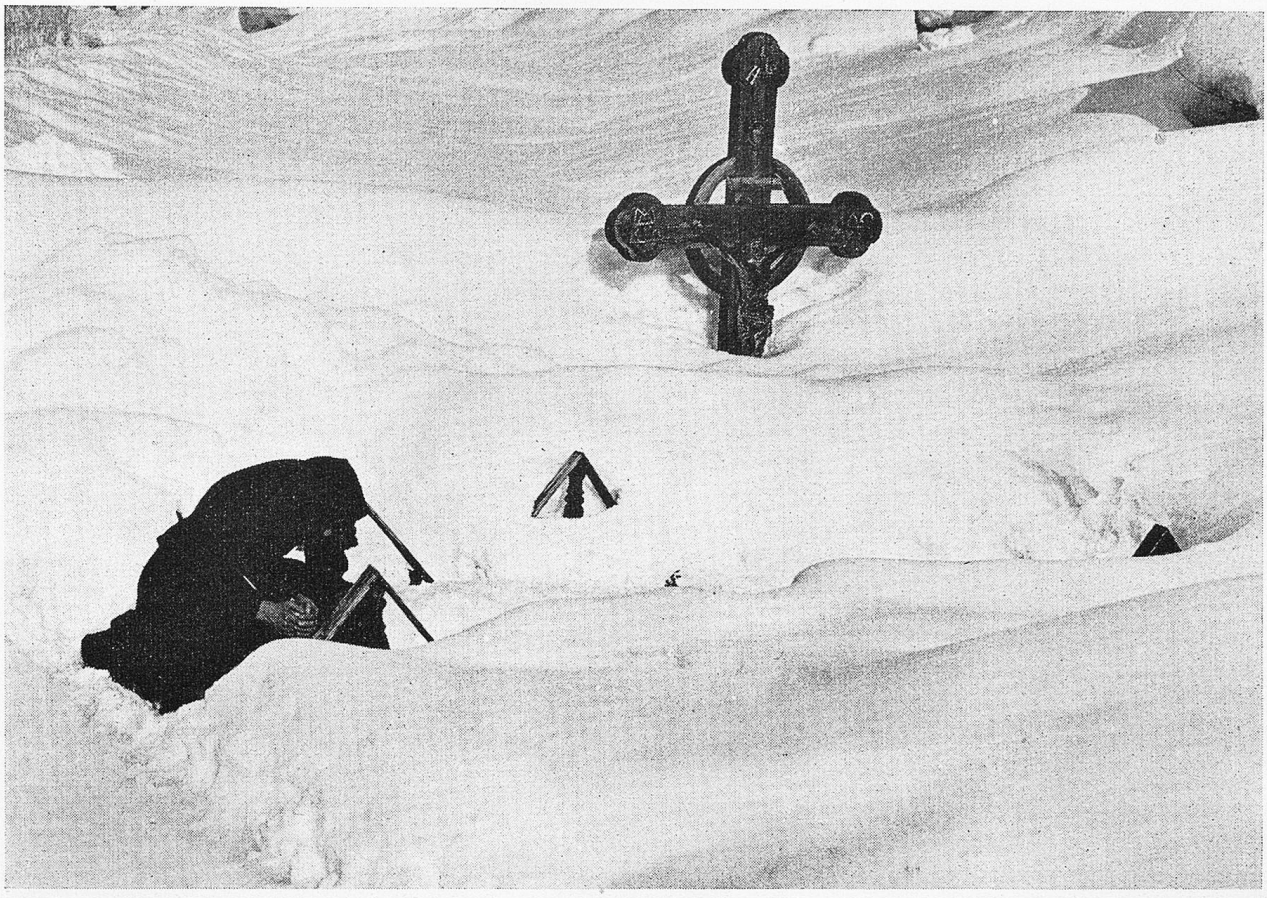
Sie lockerte den Schnee. Die leichteste Erschütterung konnte ihn in Bewegung bringen.

Es ging auf halb eins.

Wir standen an der Halde, die steil wie ein Dach sich nach der Tessiner Seite neigte. Da suchte einer festen Stand zu bekommen, und dort einer. Auf eine Breite von etwa fünfzehn bis zwanzig Meter mochten wir verteilt sein. Wir warteten auf Wink und Weisung.

Nein, hier durften wir nicht bleiben.

Kostbare, kritische Augenblicke verstrichen.



Während im Tiefland der Frühling seinen Einzug hält, liegt der Bergfriedhof in tiefem Schnee

Da, was geschah?

Ein leises Rauschen, ein Rutschen, unser Hang war in Bewegung gekommen. Ein etwa zehn Meter breiter Strom riss alles mit, was in seinem Bereich war. Da verlor einer den Stand, dort einer, er vermochte sich nicht zu wehren, und hinunter gings, über überhängende Felsen. Es mögen rund dreihundert Meter Höhenunterschied gewesen sein. Unten zog sich ostwärts das Cadlimotal hin, eine weisse, silberleuchtende Mulde. Der oberste Lauf des Medelser Rheins war zugedeckt. Nirgends eine menschliche Spur. Doch jetzt: ferne Rufe schallten zu uns herauf. Man forderte Hilfe.

Jetzt erfassten wir unsere grauenvolle Lage. Ein Unglück war geschehen. Wie wirkte es sich aus? Lagen Verletzte unten, Verschüttete unter dem Schnee? Unser zwanzig waren wir gewesen, zwei Professoren, der Träger und siebzehn Kameraden. Unser sechs waren geblieben. Haarscharf war der reissende Schneestrom an uns vorbeigerast und hatte sich nicht darum bekümmert, wen er mitnahm.

Und wir? Ein gütiges Geschick hatte uns an einen Platz gestellt, der vom Verhängnis verschont blieb. Kaum Meterbreite hatte mich von der Lawine getrennt. Ich stand wie erstarrt und fand keine Worte. Ein Schreck hatte einen Mitschüler verwirrt. Er schrie und rief nach seinem Stock. Die Lawine hatte ihn mitgenommen.

Der erste Gedanke war, zu helfen. Aber wie sollten wir zu unsern Freunden gelangen? Die Felsen geboten uns Halt, und Weg und Steg waren verschüttet. Es fehlte an der genügenden Ausrüstung und an der Erfahrung, in solcher Lage sich nützlich zu machen.

Und wieder rauschte es. Unheimlich! Der steile Hang schien lebendig zu sein. Neue Rutsche kamen in Bewegung. Die brennende Mittagssonne hatte allen Schnee gelockert. Ein lautes Wort konnte die Luft erschüttern. Die weichen Schichten glitten auf dem harten Untergrund davon, häuften sich und überstürzten sich. Und jetzt pflanzte sich das Donnern das ganze Tal entlang. Es war, als ob mit einem Schlag die Kämme und Halden sich

den Schnee von den Schultern schütteln wollten. Wie in einem Artilleriegefecht begann es zu brausen und zu tosen. Da erkannten wir erst, dass wir der grössten Gefahr noch keineswegs entronnen waren. Unser Hang kam nicht zur Ruhe. Kleine Rutsche rührten sich, kamen ins Gleiten, wuchsen und gerieten in Eile, und wie im Wasserfall ging's über die Felsköpfe zu Tal.

Da entdeckte einer von uns einen schwarzen Punkt. Er bewegte sich. Nun ging er umher, stand still und rührte sich wieder. Er schlug die Richtung ein nach den jenseitigen Höhenzügen. Jenseits des Taneda lag das Val Piora. Am Ritomsee stand ein Hotel. Ob der schwarze Punkt hier Hilfe holen wollte? Aber es brauchte Stunden, den Kamm zu überwinden und jenseits hinunterzusteigen. Der Schnee trug ja nicht mehr, und jeder Schritt musste erkämpft sein.

Wir, unser sechs, standen immer noch oben und wussten nicht, was die nächsten Augenblicke mit uns vorhatten. Es galt zuerst, vollends in Sicherheit zu kommen. Wir schauten hinauf nach der Dachfirst, wo sich die verhängnisvolle Lawine gelöst hatte. Dort oben müssten wir sein, um nichts mehr befürchten zu müssen. So machten wir uns auf und stapften vorsichtig den Hang entlang und bergan, Auge und Stock prüften das bröckelige Gelände, das wohl schon gestern in Bewegung gekommen war. Jeder Schritt, jede Stufe dem Ziele näher war Gewinn. Es ging nur langsam voran. Der Schreck sass uns noch in den Gliedern, und niemand wusste auf die Frage Antwort: Hat die Lawine Opfer gefordert?

Der Kamm war erreicht. Wir atmeten auf. Jetzt hielten wir Rat. An einen Abstieg nach der Unglücksstätte war nicht zu denken. Die steilen Felsen waren die drohende Barrikade. Nur eines blieb uns: umzukehren nach Sedrun, von wo wir am Morgen ausgezogen waren.

Schweren Herzens begannen wir den Abstieg. Die Sonne hatte indessen unermüdlich ihr Werk getan. Sie, die wir wochenlang so heiss ersehnt hatten, verwünschten wir jetzt. Aus den endlosen Schneefeldern hatte sie ein Gelände geschaffen, das keinen Fuss mehr trug. Je mehr der Nachmittag vorrückte, um so tiefer sanken wir ein, und die unheimliche Frage bedrückte uns mehr und mehr: Was war mit unsern Führern geschehen? Wir getrauten uns kaum, alle Möglichkeiten auszudenken. Tief unter uns lag die Alp Nalps. Einzelne Hütten guckten zu uns herauf, aus dem Grünen. Dort unten war der Sommer Meister. Oh, wenn wir einmal das mühselige Schneestampfen überwunden hätten, wie kämen wir vorwärts!

Wir redeten wenig.

Und doch, die Gedanken waren lebendig. Sie drehten sich um unsere Kameraden. Noch gestern waren wir alle wohlauf. Ein paar gemütliche Stunden hatten wir im Hotel verbracht. Die Lehrer hatten an unserer Unterhaltung teilgenommen. Sie hatten mit uns gespielt und gelacht. Freilich, früh waren wir zu Bett gegangen, um heute wieder rüstig zu sein.

Ob wir heute schlafen konnten? Und ob uns der Abend schon Nachrichten brachte von der Lawine?

Der morgige Tag musste uns Gewissheit geben!

Als wir der Schneeregion entronnen waren, fühlten wir uns so müde, dass wir auch auf dem festen Pfad nur langsam vorwärts kamen. Die Sonne rüstete sich zum Untergang. Aber die Häuser von Sedrun zeigten sich noch nicht. Gegen zwei Uhr waren wir auf dem Passe aufgebrochen. Jetzt rückte es gegen acht.

Die Kunde, die wir ins Tal brachten, verbreitete Aufregung und Schrecken im Dorf.

Andere Klassen trafen von Zürich ein, die morgen von Sedrun aus eine grössere Tour unternehmen wollten. Unsere Meldung hatte ihnen alle Unternehmungslust genommen.

«Schliesst uns an über die Oberalp!» hiess es.

Wir waren froh, bald heimzukommen und hofften auf Nachricht von unsern Vermissten.

Am folgenden Tag, da wir schon unterwegs waren, erreichten uns die ersten Hiobsbotschaften.

Zwei unserer Freunde waren tot aus dem Schnee geborgen worden, und einer lag im Sterben.

Und der Professor, der unser Führer gewesen, hatte durch den Sturz über die Felsen den Tod gefunden.

Von Beinbrüchen, von Schädelbrüchen, von schweren Verletzungen aller Art war die Rede.

Truppen, die am Ritomsee Dienst getan hatten, waren beim ersten Alarm nach dem Cadlimotal aufgebrochen, um die Verunglückten zu bergen.

Und wir? Unser Sechs? Dürfen wir uns Günstlinge unseres Schicksals nennen? Der 23. Juni 1903 hätte auch uns hinwegnehmen können. Der Flügel des Todes hatte uns gestreift.

An einem Tag wie Gold.

Natur und Welt sind unergründlich. Triumph der Schönheit und des Glanzes verbinden sie mit Abgründen, die uns verschlingen.

Und ihre Rätsel hat noch niemand gelöst.

Ernst Eschmann.